

Biernot.

Gedanken eines Stammgastes.

Also nicht nur aushungern, sondern auch ausdürsten wollen uns unsre B. T. Feinde! Es ist wohl schwer zu sagen, was angenehmer wäre, wenn — nun wenn es ihnen gelingen sollte! Denn das erste Kriegsjahr hat bewiesen, daß es mit dem Aushungern nicht geht, und es wird auch mit dem Ausdürsten nicht anders werden. Haben wir das Maisbrot vertragen, so werden wir auch nicht zugrunde gehen, wenn wir täglich um ein oder zwei Töpfchen „Bils“ weniger zu uns nehmen.

Die Einschränkung im Biergenuß, die sich erst seit einigen Tagen fühlbar macht, hängt bekanntlich mit dem Aushungerungsplane zusammen. Um die Weizenvorräte für den Fall zu strecken, als der Krieg noch bis zur nächsten Ernte andauern sollte — was hoffentlich nicht zutrifft! — hat man vorsichtigerweise die Gerste zu menschlichen Ernährungszwecken herangezogen. Die Brauer bekommen von der beschlagnahmten heurigen Ernte nur etwa ein Drittel oder gar ein Viertel so viel zum Vermälzen wie in Friedensjahren. Bisher konnten die Brauereien noch von den Malz- und Biervorräten aus früherer Zeit den Bedarf bestreiten — nun aber heißt es sparen, damit das so beliebte braune Maß nicht am Ende ganz ausgehe und König Gambrinus vollends depossediert werde. So haben sich denn die Brauereien veranlaßt, den Gastwirten den Bierbezug zu kürzen, und die Folgen davon bekommen wir eben jetzt zu spüren.

Es ist nun allerdings für den, der gewohnt ist, allabendlich am Viertisch sich die nötige „Bettstühle“ zu holen, recht mißlich, wenn ihm der Kellner nach dem zweiten, dritten oder vierten Krügel schon erklären muß: „Heute gibt's kein Bier mehr! Kommen S' morgen wieder!“ Noch schlimmer ist es, wenn man aus einer Gesellschaft, einer Vereinsitzung oder aus dem Theater kommt, zum Nachtmahl sich seinen Abendtrunk schmecken lassen will und nun erfahren muß, daß man gerade um eine Viertel- oder halbe Stunde zu spät komme, da das Bier schon „aus“ sei. Die bittere Bille wird dadurch nicht süßer, daß einem etwa der Kellner oder gar der Piccolo die unangenehme Neuigkeit mit einer gewissen schadenfrohen Miene versetzt; es gibt eben so schlechte Menschen, welche sich noch über das Mißgeschick ihres Nächsten lustig machen. Anfangs gab es dabei schiefe Gesichter — allein der Mensch gewöhnt sich an alles, und so werden wir Wiener wohl nicht weniger opferfreudig diese neue kleine Unannehmlichkeit ertragen als die Bewohner der Bierstadt par excellence, die M ü n c h n e r. Dort ist schon seit Wochen

Wirksamkeit geworden, wovon man bei uns bisher nur ab und zu ungläubig sprach. Man denke sich: in München gibt es zu gewissen Tagesstunden überhaupt kein Bier, und des abends ist's ebenfalls sehr zeitlich Schluß damit. Was die Münchner und die Bayern überhaupt können, das können wir ja gewiß auch leisten im Entbehren, wenn es uns auch vorläufig noch etwas schwer ankommt. Es ist in der Tat nicht lustig, wenn man mitten im schönsten Politisieren und Kriegsführen, bei den großartigsten strategischen Plänen plötzlich um 8, 9 oder 10 Uhr abends unterbrochen wird mit der Meldung, daß das letzte Faß für heute geleert sei. Da muß man dann seine ganze Weisheit zusammenpacken und sich nach Hause trollen oder etwa seinen gerechten Schmerz noch in einem „Schwarzen“ im Kaffeehause ertränken. Es gibt sogar Leute, welche sich in anderer Weise zu helfen wissen. Gibt's doch im Kaffeehause auch Flaschenbier, und wenn auch der Bezug desselben für die Cafetiers eingeschränkt sein sollte, wovon bisher nichts verlautete, so sind dafür jene Gaste seltener, die sonst ihren Durst im Kaffeehause zu stillen pflegten, denn sie müssen längst das Bier entbehren, da bei allem Komfort der Schützen- gräben die Kultur dort noch nicht so weit vor-

geschritten ist, daß es auch Bierwirtschaften mit kontinuierlichem Ausschank gäbe.

Und so müssen sich eben die Stamm- und laufenden Gäste des „Griechenbeisels“, der „Bierklinik“ und der tausend andern Gaststätten, wo man dem edlen König Gambrinus pfert, dieser neuen Notwendigkeit der Kriegszeit fügen, so gut und so schlecht es geht. Man wird dabei etwas solider, und es schadet wahrlich keinem, wenn er etwas früher und weniger alkoholisirt nach Hause geht. Die Unverbesserlichen aber — und es soll auch solche geben — die müssen eben zu den Sitten unsrer Urbäter zurückkehren, wenn sie durchaus eines Sorgenbrechers bedürfen, und Wein trinken. Es soll ja davon heuer in Hülle und Fülle geben; wenn auch die Sonne unsre Nebengeleände im letzten Sommer und Herbst sehr vernachlässigt hat und der „Neue“ infolgedessen etwas sauer ausfallen sollte, so hat der Wirt immer noch ein Faß aus früheren Zeiten, „wo die schwarze Kat' drauf sitzt“, und so werden wir wohl auch auf diesem Gebiete wie auf so manchem andern das Durchhalten zuwege bringen — unsern Feinden zum Trost.

E. Sch.